

Missionarisches Wirken

Matteo Ricci im Reich der Mitte

Paul Imhof, München

Als Papst Paul III. (1468–1549) am 27. September 1540 mit der Bulle „Regimini Militantis Ecclesiae“ den Jesuitenorden kirchenrechtlich konstituierte, waren nur Ignatius selbst und die Patres Salmeron und Codure in Rom anwesend. Die anderen ersten Gefährten aus dem Freundeskreis um Ignatius waren missionarisch unterwegs: Laínez, Jay, Bobadilla und Broët in oberitalienischen Städten, Peter Faber reiste nach Worms, Franz Xaver und Rodriguez warteten in Lissabon, um nach Indien und China zu fahren. Doch erst die nächste Generation von Jesuiten sollte ihren Fuß auf das chinesische Festland setzen. Vor allem P. Matteo Ricci (1552–1610) gelang es, mit den Chinesen ins missionarische Gespräch zu kommen.

Was ein apostolisches Leben ist, läßt sich exemplarisch an ihm ablesen. Es war nicht ein Interesse an Silber und Sandelholz, an Gewürzen und Seide, weswegen er nach China aufbrach. Und auch nicht die Wissenschaft. Obwohl seine wissenschafts- und kulturgeschichtliche Bedeutung für die Beziehungen Europas mit China kaum abschätzbar ist. Um Jesu willen zog er aus seiner Heimat fort. Er wollte Missionar werden.

Jedes missionarische Wirken zielt sowohl nach innen wie nach außen. Was heißt das? Der Weg nach innen, das Wachsen in die je größere Nähe Gottes hinein besteht darin, daß einzelne oder Gemeinschaften an sich selbst in ihrer Gottesbeziehung reifen und so immer mehr ein inneres, geistliches Leben entwickeln, aus dem heraus es ihnen gelingt, gut mit sich umzugehen. In der Tatsache der Erlösung gründet ihre Menschlichkeit. Ihrem Weg nach Innen entspricht im Außen ihrer Weltbeziehung entweder eine mehr öffentlich-apostolische Tätigkeit oder ein mehr verborgenes Wirken: durch Gebet und freiwillig gewählte Einsamkeit. Der missionarische Charakter eines solchen Lebens gründet darin, daß im Hinblick auf die Sendung durch Christus gehandelt wird. Vom Wirken Gottes her soll ergründet werden, was ansteht. Die Berufung durch Christus bestimmt die Lebensform, die Weise des Vorangehens, die Wahl der Mittel.

Im Zeichen der Waage, mit dem Saturn im Aszendenten, erblickte Matteo Ricci am 8. Oktober 1552 in Macerata (Italien) das Licht der Welt. Seine Mutter hieß Giovanna Angiolielli, sie war verheiratet mit Ser Gio-

van Battista Ricci. Der Vater, päpstlicher Friedensrichter, war tief erzürnt, als der Erstgeborene der Familie während des Studiums in Rom in den Jesuitenorden eintrat. Das Familienwappen, ein blauer Igel auf rotem Grund, und die damit verbundenen Privilegien bedeuteten dem jungen Adeligen im Vergleich zu der einfachen Ordenssoutane nichts mehr. Jahrzehnte später wird Matteo Ricci in China das purpurrote Akademikergewand mit einem mattblauen, etwa fünf Zentimeter breiten Saum am Hals und einen Gürtel gleicher Farbe tragen. Doch es ist ein weiter Weg, bis er am Kaiserhof geachtet wird.

Von Lissabon aus (1578), an der Küste Guineas entlang, Afrika umsegelnd, gelangte Ricci nach Goa. Von Indien (1582) ging es weiter nach Malakka, an Hinterindien vorbei bis nach Macao, der portugiesischen Handelsniederlassung am Rand des „Reiches der Mitte“.

Am 10. September 1583 erhielt Matteo Ricci von den chinesischen Behörden die Erlaubnis, nach Shihing einzureisen. Nicht die schwarze Jesuitensoutane, sondern der graue Tuchmantel des buddhistischen Bonzen wurde sein Gewand. Erst nach Jahren stellte sich heraus: Es war höchst unangemessen, auf diese Weise zum Ausdruck bringen zu wollen, daß auch er ein Priester sei. Nicht nur, weil der Buddhismus im damaligen China wenig Achtung fand, sondern weil Pater Ricci als Christ mit vielen Lehren des Buddhismus nicht übereinstimmte. Noch bevor er nach Peking zog, kleidete er sich daher als Gelehrter. Dieser Rang stand ihm aufgrund seiner Kenntnisse und seiner hochangesehenen Veröffentlichungen zu. Sein Katechismus „Wahre Lehre vom Herrn des Himmels“ wurde neben sieben anderen Werken aus seiner Feder in den Kanon der klassischen Literatur Chinas aufgenommen.

Hinter den gelben Dächern der Verbotenen Stadt in Peking lebte der Kaiser von China, konzentrierte sich die Macht der Eunuchen. Wan Li (1573–1620) aus der Ming-Dynastie neigte dem Buddhismus zu. Doch die offizielle Staatsphilosophie blieb der Konfuzianismus. Die intellektuelle Elite, Staatsbeamte und höchste Mandarine verehrten Konfuzius. Mit seinem hohen ethischen Anspruch und seiner Anleitung zu weiser Lebensführung war er für sie der Leitstern.

In China herrschte eine große Sensibilität für kosmische Vorgänge. Am lautlosen Lauf der Gestirne hatte man gelernt, das Staatswesen in Ruhe, Frieden und Harmonie zu ordnen. „Der beste Soldat macht von seiner Waffe keinen Gebrauch“, lehrte Laotse, und: „Der einzige Federstrich eines Zivilbeamten zwingt jeden höheren Militär zu demütiger Unterwerfung“, lautete ein Sprichwort. Der Blick in den Himmel mit seinen Sternbildern ließ sie die Ordnung der Naturprozesse auf der Erde erkennen und gestalten. In China, dem großen Bauernland, kam fast al-

les darauf an, mit den Jahreszeiten in Einklang zu leben. Die Anerkennung des chinesischen Kalenders galt als Loyalitätsbeweis der umliegenden Völker. Man kann sich denken, daß für ein Volk, wie es die Chinesen waren, neue Erkenntnisse in der Mathematik, speziell der Geometrie und Astronomie, der Geographie und praktischen Physik auf großes Interesse stießen. Und Matteo Ricci besaß ein phantastisches Wissen in all diesen Disziplinen. Für den Kaiser schuf er eine neue Weltkarte.

Wer in der Sternenkunde so gut Bescheid wußte, der hatte vielleicht auch vom „Herrn des Himmels“ tiefe Wahrheiten zu verkünden. Pater Ricci wollte für das Grunddogma des Christentums, nämlich daß der „Herr des Himmels“ in Jesus Christus geschichtlich erschienen ist, Zeugnis ablegen. Alles andere an christlichen Offenbarungswahrheiten hängt mit diesem Bekenntnis zusammen, läßt sich von dorthier systematisch begründen. Das Wesen des Christentums wird offensichtlich in einer lebendigen Beziehung zum Christus des Glaubens. Der Jesuit Ricci mußte jedoch die Erfahrung machen, daß nur wenige das Evangelium vom Gekreuzigten und Auferstandenen annahmen. Aber immerhin, am Ende seines Lebens zählte man etwa 2500 Christen in China. Das geflügelte Wort in Macao: „Es ist leichter, einen schwarzen Äthiopier weiß zu waschen als einen Chinesen zum Christentum zu bekehren“ hatte sich nicht bewahrheitet.

Rücksicht auf chinesische Mentalität und Lebensweise, Anpassung an die Landessitten, Achtung vor der hohen Kultur in China kennzeichneten Matteo Ricci. Er wollte den Chinesen ein Chinese sein. Gemeinsam mit ihnen fühlte, sprach und diskutierte er. Ihm war klar, daß das Evangelium nur sehr sorgsam, gleichsam als Krönung der chinesischen Kultur vermittelt werden konnte. Er verdammt nicht den Ahnenkult und die Konfuziusverehrung, wie es im unseligen Ritenstreit (1742) geschah. Ihm ging es um die Verwurzelung christlichen Lebens in der Kultur des Volkes (Inkulturation).

Wegen seines phänomenalen Sprachgefühls, seiner toleranten, bescheidenen und vornehmen Art bildete Matteo Ricci einen Mittelpunkt des geistigen Lebens in Peking. Die hochgewachsene, würdige Gestalt mit dem langen Bart, der hohen Stirn, der scharfen Nase, dem feingeschnittenen Gesicht mit den tiefliegenden, blauen Augen zählte zu den markantesten Persönlichkeiten Chinas. Gegen Ende seines Lebens war sein dichtes, schwarzes Haar weißgrau geworden. Bei seinem Tod (11. Mai 1610) schenkte der Kaiser selbst das Grundstück, auf dem das Grabmal Riccis bis zum heutigen Tag steht. Es erinnert uns an ihn, regt zu Hoffnungen, Wünschen und Zielen an. So sagte Papst Johannes Paul II. vor dem internationalen Ricci-Kongreß am 25. Oktober 1982 in

Rom: „Mein Wunsch ist es, daß die Gesellschaft Jesu, inspiriert und ermutigt vom Beispiel ihres berühmten Sohnes und geführt auf den unerforschlichen Wegen des Heiligen Geistes, die Möglichkeit haben möge, auch heute einen wirksamen Beitrag zu leisten zur Kulturarbeit und zur Evangelisation des chinesischen Volkes.“ Der Begründer der neuzeitlichen Mission in China war P. Matteo Ricci SJ, genannt Li Matou.

Wenn von September 1990 bis Juli 1991 der Jesuitenorden mit seinen Freunden ein Jubiläumsjahr feiert, dann erinnert er sich nicht nur der 450. Wiederkehr seiner Gründung am 27. September 1540, sondern auch des 500. Geburtstages seines Gründers, des Ignatius von Loyola, der 1491 im Baskenland geboren wurde. Am 31. Juli 1556 starb er in Rom.

Das Jubiläum soll dazu da sein, um Dank zu sagen. Es ist zugleich eine Zeit, bewußt nach vorne zu schauen, den Einsatz für Glaube und Gerechtigkeit im Blick auf Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen aufs neue zu wagen. Erneuerung aus dem Geist des Ursprungs tut immer not, nicht nur für die Kirche, sondern auch für einen Orden, der für den Dienst an den anderen zur größeren Ehre Gottes gegründet worden ist. An Männern wie Matteo Ricci wird der Geist des Ordens sichtbar.

Iñigo de Loyola, die Reichen und die Armen

Der Begriff der „Gerechtigkeit“ in Spanien um 1500

Georg Eickhoff, Berlin

Miguel Batllori zum 80. Geburtstag

Die *vita* des Gründers der *Gesellschaft Jesu* zerfällt in zwei Abschnitte, das Leben der Sünde und das Leben der Gnade. Den 35 Jahren des Heiligen *Ignatius* – nach der Bekehrung im Jahre 1521 – stehen die immerhin 30 Jahre des Ritters *Iñigo* gegenüber. Diese binäre Grundstruktur im Lebensbild des Heiligen ist in ihrer schematischen Form ein Produkt der tridentinischen Hagiographie, die das traditionelle Saulus-Paulus-Modell der Heiligenleben auf Ignatius anwendet (man vergleiche etwa die Viten des Augustinus und Franziskus). Die Anfeindungen, denen sich die *Societas Jesu* schon vor der eigentlichen Gründung und erst recht im